Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 52 (1972-1973)
Heft: 10

Artikel: Das Tabu Jakob Schaffner
Autor: Fringeli, Dieter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162786

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gegeben hatten, viel subtiler, versteckter, gegen Vorwürfe abgeschirmter, vorsichtiger geworden; aber es wäre historisch, soziologisch und psychologisch unmöglich anzunehmen, dass infolge der Niederlage Italiens und Deutschlands im Zweiten Weltkrieg der Faschismus einfach verschluckt worden oder an der Sonne der Demokratie geschmolzen sei. Er ist eine permanente Erscheinung in der politischen Gesellschaft und kommt in nicht immer offen zutage liegenden Varianten vor. Es ist eine andere Frage, ob er aus diesem Grunde vielleicht harmloser geworden sei; er ist sicher weniger virulent als zur «heroischen» Zeit des Niederknüppelns und Niedermetzelns des politischen Gegners. Aber er ist eine Geistesverfassung und daher auch eine Politik, die sowohl innerhalb von kommunistischen als auch von bürgerlich-demokratischen Staaten anzutreffen ist.

DIETER FRINGELI

Das Tabu Jakob Schaffner

Ein hartnäckiges Ärgernis

Jakob Schaffner erlebte während der nationalsozialistischen Ära geradezu phänomenale Erfolge. Die deutschen Literaturkritiker interpretierten ihn als einen Schilderer echten «Deutschtums». Der für das «heilige ‹Alle-für-Alle›» schwärmende Schaffner liess sich missbrauchen. Er verliess die Schweiz; in Deutschland wurde er von den braunen Machthabern verhätschelt. Er war Mitglied der Deutschen Dichterakademie und Präsident des Verbandes deutscher Erzähler. Als führendes Mitglied der schweizerischen «Nationalen Front» bereiste er seine Heimat, hielt flammende Reden über die neue, herzerwärmende «rücksichtlose Gemeinschaft». Er plädierte für eine «neue schweizerische Volksgemeinschaft». Er bezeichnete sich unverhohlen als «Nationalsozialist».

Man darf freilich nicht ausser acht lassen, dass Schaffner sich nie für einen Anschluss der Schweiz an das Dritte Reich eingesetzt hat. Im Gegen-

teil! Im Jahr 1936 gab er zu bedenken: «Wenn ein militärischer Angriff des Dritten Reiches auf die Schweiz ... Wirklichkeit würde, also als reiner Willkürakt des Dritten Reiches, so würde ich mir ... das beste Gewehr verschaffen, das zu bekommen wäre, und würde damit so gut und so schnell auf diese Deutschen schiessen, wie ich könnte. Im übrigen würde ich Nationalsozialist bleiben.» Und in seiner Rede «Die schweizerische Eidgenossenschaft und das Dritte Reich» (1939) versicherte er: «Niemand von uns will zum Dritten Reich. Auch ich habe nicht die deutsche Nationalität nachgesucht, trotz der tiefen und schicksalhaften Freundschaft, die mich mit dem deutschen Volk verbindet.» Man darf auch nicht ausser acht lassen, dass er der «Nationalen Front» im Jahr 1938 den Rücken kehrte, und dass er auf die Mitgliedschaft bei der NSDAP verzichtete.

Der schon in seiner Kindheit Verschupfte suchte ein Leben lang nach einer bergenden Heimstätte, nach einem – Vater: «Wie ein leise zehrendes und sengendes Feuer umblühte mich auf einmal die Sehnsucht nach meinem Vater», schreibt er im autobiographischen Roman «Die Jünglingszeit des Johannes Schattenhold» (1930). «Ich hatte gedacht, die ganze Menschheit würde mein Vater sein und besonders die Schweiz, von der ich so hohe Begriffe hatte. Statt dessen sah ich die Welt in Familien und Vereine aufgeteilt. Kleine Eigentümchen hatten ihre geharnischten Verteidiger. Hinter jedem Rechtchen stand die öffentliche Gewalt. Und von mir und meinesgleichen war herzlich wenig die Rede. Manchmal war es mir, als könnte ich mich mit meinem höchsten Vater, Gott, trösten, von dem beinahe ebensowenig im Ernst die Rede war.»

Die nationalsozialistische «Lehre» schliesslich gab dem entwurzelten, dem labilen Schaffner den ersehnten Rückhalt. Schon als Schüler der Armenanstalt Beuggen und als Schusterlehrling in Basel sah er sich den «Ausbeutern» ausgeliefert. Er sehnte sich nach sozialer Gerechtigkeit. Das «Sozialwerk» des Nationalsozialismus («sozusagen die Krypta, auf welcher der ganze Bau ruht»!) vermochte den an der bürgerlichen Gesellschaftsordnung Verzweifelten zu begeistern. Er bildete sich ein, dass «hier aus Volk für Volk gebaut und geschaffen» wird, und dass der Nationalsozialismus der «in Familien und Vereine» aufgeteilten Welt ein Ende bereiten würde.

Schaffner war ein naiver, ein durchaus «unpolitischer» Mensch. Seine politischen Bekenntnisse sind von einer geradezu rührenden Borniertheit. *Albin Zollinger* erkannte schon früh, dass das politische Engagement des Exzentrikers Jakob Schaffner in erster Linie als Reaktion auf die gesellschaftspolitischen «Zustände im Vaterland» zu interpretieren ist. In seinem «*Offenen Brief an Jakob Schaffner*» schrieb Zollinger: «Reden wir zunächst nicht von Deutschland, reden wir von dem, was uns eher angeht, von dem, was bei uns selber nicht Wohlgeruch ist. Sie haben, Jakob Schaffner, sozusagen

alles aufgezählt, was einigen von uns andern an den Zuständen im Vaterland ebenso verhasst ist. Nicht allein jener Saal voll mehr oder weniger jugendlicher Frontisten weiss um die faulen Stellen unseres Staatskörpers. Bei Gott, Sie haben zu fünf Sechsteln Ihres Vortrages wie ein Kommunist geredet, es klang mir bekannt ans Ohr in diesem Saale, in welchem nur die Fahne gewechselt werden muss wie ein Vorzeichen vor der Relativität der Wahrheiten.»

Paul Nizon wiederum deutet (in «Diskurs in der Enge», 1970) die politischen Entgleisungen Jakob Schaffners als eine «Flucht in den Landesverrat». Gewiss, Schaffners Bekenntnis zum Nationalsozialismus kann man getrost als «Flucht» bezeichnen – als Ausbruchsversuch aus der helvetischen «Enge». Es ist aber grundsätzlich falsch, Schaffner als «Landesverräter» zu proklamieren. Die meisten seiner Kritiker übersehen auch, dass die Ausfälle von C. F. Ramuz, von Albin Zollinger, von Ludwig Hohl, Hans Morgenthaler, Otto Wirz, Max Frisch oder Friedrich Dürrenmatt gegen die Schweiz nicht hinter den resolutesten Schweiz-Beschimpfungen Schaffners zurückstehen.

Schaffner freilich war zweifellos sendungs- und selbstbewusster als seine Kollegen. Er fühlte sich durch die Eigenart und das Verhalten der schweizerischen Bürgerschaft persönlich gekränkt, beleidigt und herausgefordert. Seine Liebe zur Schweiz war eine unglückliche, eine verzweifelte Liebe. Der Vaterstadt Basel, der «Besitzerin seiner Sehnsucht», rief er zu: «Auf mich kannst du dich verlassen, ich nicht auf dich!» Der verschmähte Liebhaber führte einen blinden Kampf um die Anerkennung durch seine Heimat. Er bildete sich ein, die Eidgenossenschaft von allen «faulen Stellen» befreien zu können. Er preist die vorbildliche Gesinnung der alten helvetischen Helden; zur makellosen Lebenseinstellung jener grossen Krieger muss der Schweizer des 20. Jahrhunderts wieder zurückfinden ... Es ist allerdings unbegreiflich, dass der Historiker Schaffner die Bestrebungen der alten schweizerischen Freiheitskämpfer offenbar nicht vom heldischen Gebaren der nationalsozialistischen Führer zu unterscheiden vermochte.

In mehreren Büchern erweist sich Schaffner als ein bemerkenswerter, sensibler Geschichtsschreiber und Geschichtsdeuter. Mit seiner «*Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft*» (1915) verlieh er der schweizerischen Geschichtsforschung wesentliche, belebende Impulse. In seinen historischen und volkskundlichen Arbeiten begeistert er sich mit gewinnender Unverhohlenheit für die trotzigen, vierschrötigen helvetischen Kämpen. Das «Heldenhafte» ist die «positive Seite» des Menschen. Seine Erzählung «*Der Gang nach St. Jakob*» (1937) ist ein Hoheslied männlichen Kameradschaftsgeistes und heldenhafter, selbstloser Einsatzbereitschaft. Er beschwört das «hell flammende» Zeichen «des neuen Willens im Land» – «das durchgehende licht-

weisse Kreuz im blutroten Quadrat»: «Wo dies Zeichen erscheint, da erscheint der Tod für feudale Volksfeinde, erscheint die Brandfackel für Schlösser und Burgen, erscheint die Freiheit für den arbeitenden Mann aus dem Volk, Bauer oder Handwerker, erscheint kühnes, stolzes Leben durch alle Gaue.»

Schaffners Bekenntnis zu diesem «wildschönen Zeichen» ist ein kompromissloses Plädoyer für soziale Gerechtigkeit und für die absolute «Volksfreiheit». Wenn der Feind der «Volksfreiheit» erscheint, «so gibt es überhaupt nur zwei Denkarten: eine mannhafte und eine memmenhafte». Die eidgenössischen «Heimatkrieger» halten «die Hellebarde im Arm wie ein Liebchen»; ihr Kampf gilt den Schlossherren, den Blutsaugern; die Freiheitskämpfer wissen, dass nur «tote Grundherren ... gute Grundherren» sind: «Hans wüsste einige falkensteinische Äcker, die er zur Ergänzung seiner eigenen wohl brauchen könnte, und für die bisherigen hätte er dann weder Pacht noch Fron mehr zu leisten. Diese neue Fahne hat ihren Sinn.» In seinen historischen Schriften erweist sich Schaffner nachgerade als ein militanter Patriot.

In seinem Buch «*Heimat und Fremde / Ein Kapitel ‹Tragische Literaturgeschichte› in der Schweiz*» gibt *Hans Bänziger* zu bedenken: «Im Zeitalter der Despotie konnte und durfte sich ein Dichter weniger Ambivalenz gestatten; wenn es um Freiheit und politische Würde ging, war das Gebot zur Entschiedenheit absolut, war der Hang zum Fremden ... verhängnisvoll. Es war ein kaum entschuldbarer Fehler, die Versprechungen des Dritten Reiches als bare Münze zu nehmen, wo man es mit Falschmünzern zu tun hatte. Das galt auch für Knut Hamsun. Verglichen mit dem Verrat des grossen Norwegers ... nimmt sich Schaffners illusionsreiche Vermittlerrolle allerdings beinahe harmlos aus; Schaffner schrieb denn doch nicht während einer Besetzung durch deutsche Truppen für eine Quisling-Regierung! ... Hamsun ist, von Norwegen und der ganzen Welt, der Prozess gemacht worden, Schaffner nicht; er wird bei ihm, inoffiziell und verhalten, vom Volksgefühl nachgeholt. Wir sind diese Verlegenheit noch nicht losgeworden.»

In diesem vom «Volksgefühl» vollzogenen Prozess wurde der Fall «Jakob Schaffner» simplifiziert. Die «ganze Welt» hat Knut Hamsun, Ezra Pound, Felix Timmermans, Gottfried Benn und Gerhart Hauptmann ihre fatalen politischen Fehltritte verziehen. Jakob Schaffner aber ist dem Volkszorn zum Opfer gefallen; seine Rehabilitierung wird stets wieder aufgeschoben. Seit Jahrzehnten spielt er in der schweizerischen Literaturgeschichte die Rolle des verlorenen Sohnes. Auch die Tatsache, dass er seine unrühmlichen politischen Seitensprünge bei einem Bombardement in Strassburg (1944) mit dem Leben bezahlen musste, vermochte die schweizerischen Literaturwissenschafter, Literaturkritiker und Verleger nicht gnädig zu stimmen. Der Fall

«Schaffner» ist gewissermassen tabu; Schaffner ist ein geächteter Mann. Ein junger Leser kennt diesen Autor kaum mehr dem Namen nach. Kann die schweizerische Literatur auf seine Bücher, auf seine autobiographischen Romane verzichten?

Die «Johannes»-Trilogie

Selbst seine erklärten Gegner gestehen ihm zu, dass er die sprachkräftigsten «schweizerischen» Entwicklungs- und Bildungsromane seit Gottfried Kellers «Grünem Heinrich» geschrieben hat. Seine «Johannes»-Trilogie («*Johannes*», 1922; «*Die Jünglingszeit des Johannes Schattenhold*», 1930; «*Eine deutsche Wanderschaft*», 1933) zeugt von seiner erlesenen Feinsinnigkeit den entscheidenden und bohrenden Lebensfragen eines vereinsamten Kindes, eines pubertierenden Jünglings gegenüber. Die Romane «Johannes» und «Die Jünglingszeit des Johannes Schattenhold» enthalten poetische Porträts von berückender Feinfühligkeit. Wenige Schweizer Epiker unseres Jahrhunderts haben so einprägsame, scharf konturierte Romangestalten geschaffen wie Jakob Schaffner – Romangestalten, die innerhalb der schweizerischen Literatur in ihrer Plastizität und Vitalität nur mit den berühmten Gotthelfschen und Kellerschen Typen zu vergleichen sind.

Der Protagonist Johannes Schattenhold, das Ebenbild Jakob Schaffners, lebt in heillosen Spannungsfeldern. Seine Kindheit schon verbringt er im unheimlichen Spannungsfeld zwischen Protestantismus und Katholizismus – zwischen der Position seines schweizerischen Vaters und der Position seiner deutschen Mutter. Der Vater ist der Inbegriff des bescheidenen, duldsamen Dieners; er bestellt den Garten des vornehmen Pfarrers mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit. Er ist der Typ des geduldigen und wortkargen, des pflichtbewussten und vertrauenerweckenden Untergebenen, der sich für seine Familie abrackert und seinem Sohn ein «Gefühl von Geborgenheit» und Sicherheit vermitteln möchte: «Er sprach nicht viel, aber das Wenige war voller Güte, Klugheit und Wissenschaft, wie mir schien. Und dann strömte von ihm zu mir ein Gefühl von Geborgenheit und Zutrauen aus, das mir immer, wenn es mir bewusst wurde, das Herz rascher schlagen liess. Ich hatte die klare, beglückende Empfindung: ‹Solange dieser Mann da ist, wird es dir nie schlecht gehen.›» Den Gegenpol zu dieser «durch und durch humanen, auf sich beruhenden Natur» bildet Schattenholds Mutter. Sie ist ein Ausbund von Ruhelosigkeit, Unzuverlässigkeit, Wankelmütigkeit und Aufsässigkeit: «Die Tugend, die sie am wenigsten besass, war die Geduld.» Diese Charakterisierung lässt sich auch auf Johannes Schattenhold, auch auf den Autor Jakob Schaffner, übertragen. (Hans Bänziger: «Schaffner war ein *Glücksfischer*, dem aber die Geduld fehlte.»)

Schaffner ist ein unvergleichlicher Meister der poetischen Typisierung. Seit Gotthelf sind wir in der schweizerischen Literatur keinen solchen unverkennbaren und lebenssprühenden literarischen Typen und Figuren begegnet. Der für die geistige und moralische Entwicklung Johannes Schattenholds verantwortliche Leiter der Armenanstalt Beuggen, der «Herr Vater», ist ein unverwechselbarer patriarchalischer Tyrann – ein Mann, der von seinen Untergebenen, den Zöglingen, zugleich blindlings verehrt und abgründig gehasst wird: «Der Herr Vater war ein ziemlich grosser Mann von eigentlich schwerer Statur, aber gichtbrüchig, so dass er mit seinem Wuchs nicht mehr zur Geltung kommen konnte. Er sass gelähmt in einem Lehnstuhl, vermochte nur noch den Mund und die Augen und kaum die verkrüppelten Hände zu gebrauchen, kam mir aber gleich sehr vornehm und hochgestellt vor, und ich konnte meine Blicke nicht von seinen sehr weissen, von der Gicht verzogenen Fingern und der wollenen Decke bringen, die seine Beine einhüllte, so dass ich geheissen werden musste, dem Herrn ins Gesicht zu sehen, damit er meine Augen betrachten könne.» Dieser Herr Vater ist ein furchterregender, ja grausamer Erzieher und Züchtiger; durch seinen Gerechtigkeits- und Frömmigkeitsfimmel stürzt er seine Schäfchen in qualvolle Gewissensnöte, denen sie nicht gewachsen sind.

Der Herr Vater ist ein mit Gott ringendes Ungeheuer. Für den kleinen Johannes verkörpert dieser Mann die «göttliche» und die weltliche Macht schlechthin. Jeder Versuch, sich gegen den Herrn Vater aufzulehnen, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt. Schattenhold versucht zwar auch in dem stets wieder an *Robert Walsers* Institut Benjamenta (in «*Jakob von Gunten*», 1909) erinnernden Internat «Demutt» sein Eigenleben zu behaupten. (Die Figur von Schaffners Herrn Vater stimmt auch in wesentlichen Zügen mit der Figur und der Funktion von Walsers Herrn Benjamenta überein: «Herr Benjamenta ist ein Riese, und wir Zöglinge sind Zwerge gegen diesen Riesen, der stets etwas mürrisch ist. Als Lenker und Gebieter einer Schar von so winzigen, unbedeutenden Geschöpfen, wie wir Knaben sind, ist er eigentlich auf ganz natürliche Weise zur Verdriesslichkeit verpflichtet, denn das ist doch nie und nimmer eine seinen Kräften entsprechende Aufgabe: über uns herrschen. Nein, Herr Benjamenta könnte ganz anderes leisten ... An was hat eigentlich der Mann gedacht, als er sich entschloss, das Institut zu gründen? Er tut mir in einem gewissen Sinne weh, und dieses Gefühl erhöht noch den Respekt, den ich vor ihm habe.»)

Die Anwesenheit und vollends die Predigten des Herrn Vater wirken so demoralisierend, so bedrohlich und lähmend, dass sie auch den entschiedensten Widerstand nach und nach zu brechen imstande sind. Der Herr Vater und die vergrämte «Frau Mutter» haben freilich stichhaltige Gründe für ihre harten Erziehungsmethoden. Die Frau Mutter motiviert die Überfor-

derung der Kleinen in der «Arbeitsstube»; Johannes berichtet: «Man sagte mir, der liebe Gott habe es so befohlen, aber ich kam bald dahinter, dass der liebe Gott Röcke anhatte.»

Jakob Schaffners «Johannes» ist ein Internatsroman von enormer sozialpolitischer Bedeutung. Der einst «gelöste» und glückliche Junge Johannes Schattenhold stürzt durch seine Einlieferung in die Armenanstalt von einem Tag zum andern in eine «bettelhafte Vereinsamung». Er empfindet schon in den ersten Internatstagen «eine fühlbare Niederwerfung des Selbstvertrauens»: «Verstockt und schwer getrübt wohnte ich der Ermahnung bei, immer Gottes Willen zu tun, um zu Glück und Ansehen zu kommen. Mir ahnte, dass da noch grössere und furchtbarere Mächte walteten, als dieser Gott, der über die Taten der Leute Buch führt; ich hatte den ersten beunruhigenden Begriff vom *Schicksal* bekommen, und in wem diese Stimme einmal erwacht ist, in dem kommt sie nicht mehr zum Schweigen.»

Johannes versucht sich zwar «wider diese Moral ... von ganzem Herzen» aufzulehnen. Er verwahrt sich «innerlich gegen ein Schicksal, das den einen zum Glück bestimmt und den anderen zum Unglück». Der kleine Rebell aber versinkt in einer peinvollen Resignation. Im Namen Gottes wird die geistige und moralische Vitalität der Zöglinge durch die systematische Erziehung zu absoluter Demut und Unterwürfigkeit erstickt. (In dieser Anstalt wird das Wort «Demut» mit zwei t und das Wort «beugen» mit zwei g geschrieben!) Die Internierten führen im «abgelegenen dunklen Raum der Arbeitsstube» ein wahres «Gefangenenleben». In dieser Arbeitsstube lernt der feinsinnige Johannes Schattenhold «zum erstenmal fühlen, was die Zeit ist»; er sieht sich dem «langsamen, sehnsuchtskranken Zerfall der Zeit» ausgeliefert: «Zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich Langeweile, und hatte ich Zeit, mich einer Sehnsucht hinzugeben. Dass sie unerfüllbar war, und ich es wusste, schwächte ihre Kraft nicht ab, sondern steigerte sie zur Gewalt, zur Bangigkeit, zur Angst. Ich hätte aufstehen, meine Schürze abreissen und davonlaufen mögen, aber auch stärkere Temperamente als ich haben das nicht getan. Die Zeit war hier plötzlich unabsehbar, entmutigend lang, aber der Raum unter der gewölbten Decke ... niederdrückend und unentrinnbar eng geworden. Die Welt draussen, Berg und Tal, Bach und Waldsaum, Sonne, Mond und Sterne, gehörten nicht mehr mir oder nur noch ‹insofern›. Sie waren in feste, streng bedingte Beziehungen zu mir gebracht, die ungestraft nicht überschritten werden konnten. Ich war grenzenlos traurig, verwirrt und eingeschüchtert ... Ausserdem hatte sich ... ein stilles, gleichmässiges Hungergefühl bei mir eingestellt, das mich die nächsten sieben Jahre nicht aufdringlich, aber unweigerlich begleitete.»

Die «Demutter» Ordnung scheint unantastbar zu sein. Die Bangigkeit wird zum Grundgefühl des kleinen Johannes. Sein vielgerügter Trotz allein

scheint ihn vor der endgültigen Selbstaufgabe zu bewahren. Seine Bockbeinigkeit ermöglicht es ihm, auch die unwürdigsten Quälereien und Grausamkeiten zu ertragen. Dem Zugriff des Herrn Vater versucht er sich durch seinen Eintritt in einen «Geheimbund», in den «Johannesbund», zu entwinden. Die in diesem Bund vereinigten Jungen opponieren blindlings gegen ihr Geschick, indem sie das Kreuzzeichen als «ein schlechtes Zeichen» verketzern. Das Kreuz ist «das Zeichen der Lebensanfechtung und der Gefangenschaft»; das «verschränkte Dreieck», das «Doppeldreieck» hingegen ist «das Symbol der ungenannten und ungestalteten Widersetzlichkeit, der Freiheit und Unbegrenztheit».

Der Amtsantritt des Aufsehers Ladurch aber erwürgt die letzte «Freiheit» und «Unbegrenztheit», denen sich die Knaben erfreuen konnten. Dieser Ladurch, ein «muskulöser, untersetzter Mensch», ist ein schrecklicher, angsterregender, «dienernder» Sadist. Er ist eine der grausamsten, unappetitlichsten Gestalten in der schweizerischen Literatur: «Keinem von uns war beim Anblick des Gesellen wohl. Er hatte ein rötliches Metzgergesicht mit tiefliegenden, stechenden blauen Augen, eine niedere, breite Stirn, braungelbes Kraushaar, eine starke gerade Nase, einen gekniffenen Mund, und das Kinn eines Nussknackers. In den Ohren trug er dünne goldene Ringe ... Seine erste Tat, sozusagen die Jungfernrede, war die Verkündigung des dauernden Schweigegebotes auf Befehl und von Herzen.»

Der Aufseher Ladurch spielt im «Johannes»-Roman «nur» eine Nebenrolle. Trotzdem ist er eine der prägnantesten und beunruhigendsten Figuren in Schaffners Werk, ja eine der «greifbarsten» und unvergesslichsten Figuren in der schweizerischen Literatur. Das Bild dieses diabolischen Quälers ist von beklemmender Anschaulichkeit. Ladurch ist die Personifikation der rücksichtslosen despotischen Roheit. Von exemplarischer Bildhaftigkeit sind auch die Reaktionen der kleinen «Zwangsarbeiter» auf die frevlerischen Launen dieses «bekehrten Trinkers»: «Da war uns von unserem vermutlichen Schicksal schon allerlei klar geworden, aber die Anstaltsleitung besass, was ihr bisher noch gefehlt hatte: nicht bloss einen verlässlichen Arbeiter, sondern einen sicheren Aufpasser, einen Vogt, einen rastlosen, allzeit beflissenen Zwischenträger, einen Ankläger von grossem Format, und dazu einen rücksichtslosen, prügelsüchtigen Zuchtmeister. Kriechend, speichelleckend nach oben, und tretend nach unten: so enthüllte er mit verblüffender Schnelle und Richtigkeit seine Knechtsnatur, die uns in derselben Eile – es war wie ein Sturz – mit Schreck und Verachtung erfüllte.»

Dieser tolpatschige Rohling verleiht dem Internat «Demutt» und dem Werk des Herrn Vater gewissermassen den letzten Schliff. Der kraftstrotzende Grobian Ladurch geniesst die Gunst des Herrn Vater. Ladurchs Schreckensherrschaft in der Armenanstalt «Demutt» spiegelt letztlich die

Inhumanität der patriarchalisch-tyrannischen Erziehungsmethoden des frommen Herrn Vater wider: «Je mehr diese erkrankte, entartete *Zeit* uns mit Vorschriften, Schweigegeboten, Strafen und Bedrohungen heimsuchte..., desto umsichtiger entzog uns Ladurch auch die angeborene Freiheit im *Raum:* den Trost von Himmel, Horizonten, Ferne und Ausblicken. Eines seiner grossen, klarblickenden Verbote betraf das bisherige Aufatmen während der Pausen im Erker; da begriffen auch die Letzten von uns, mit was für einem anschlagreichen Feind unserer Kindheit wir es zu tun hatten. Es war nicht mehr erlaubt, in das Schneegestöber über der Rheinbreite zu blinzeln, dem leuchtenden Zug der Frühlingswolken im weiten Himmelblau zu folgen, den Sommer flimmernd und zitternd vor Reife über den Schweizer Bergen still stehen zu fühlen, oder mit den Augen die Farbenherrlichkeit und Milde des Herbstlichtes in uns zu trinken. Haarzupfen, Bürstenbinden, Besenpechen, Finkenmachen, und ... nach der Uhr zu sehen, die Waage holen, zum Wandstehen verurteilen, Ohrfeigen, Prügelszenen, Petzereien und, was ihn uns am tiefsten verächtlich machte: Horchen hinter der zugezogenen Tür seiner Schlafkammer – das waren die Ereignisse unseres gemeinsamen Tages, und andere gab es nicht.»

Schaffner demonstriert in seinen «Johannes»-Romanen den Bankrott der alten «bewährten» bürgerlichen Erziehungsideale. Die Verlorenheit, die Vereinsamung des ungeliebten, des verstossenen und missbrauchten Kindes wurde selten mit einer so intensiven thematischen und sprachlichen Folgerichtigkeit zur Diskussion gestellt wie in Schaffners «Johannes». Der Schweizer Literaturwissenschafter *Guido Calgari* wirft Schaffner zwar die in den «Johannes»-Büchern «immer wieder» durchbrechende «hasserfüllte, bittere Auflehnung gegen ein ungerechtes Schicksal» vor (in «*Die vier Literaturen der Schweiz*», 1966). Der Zorn hindere den Autor «daran, zum dichterisch geläuterten Ausdruck zu gelangen». Gleichzeitig gesteht Calgari dem «Johannes»-Verfasser einen «seltenen schöpferischen Reichtum» zu, «wie ihn die Schweiz nach Gottfried Kellers ‹Grünem Heinrich› vielleicht nie mehr erlebt hatte». Ein solches (exemplarisches) Urteil kann nur der masslosen Verlegenheit dem Mythos «Jakob Schaffner» gegenüber entspringen.

Schaffner bewahrt auch bei der Betrachtung seiner eigenen Person durchweg eine schwerblütige Objektivität und Gelassenheit. Eine noble Diskretion kennzeichnet auch seine Auseinandersetzungen mit den Kontrahenten des Johannes Schattenhold. Schaffners «Johannes» ist keine «Anklageschrift». Der Autor selbst definiert seine Intentionen in einem kleinen treffenden Vorwort: «Was dargestellt werden sollte, waren ja nicht ‹Zustände›, sondern das Wachstum eines jungen Eigenmenschen unter dem Druck einer vielfach zwanghaften Umwelt, seine Irrungen, seine innere Befreiung, und der endliche ahnungsweise Ausblick auf die Wahrheit, dass das Glück eines Volkes

und der Menschheit von ihrem Besitz an Eigenmenschen abhängt.» Schaffners autobiographischer Roman ist in erster Linie ein Plädoyer für das menschliche Individuum, für die Existenzberechtigung des «Einzelnen». Das Schicksal des Johannes Schattenhold unterstreicht, wie sehr dieses Individuum durch verschrobene religiöse und pädagogische Prinzipien von der Vermassung bedroht ist. Johannes Schattenhold setzt sich schon in frühesten Jahren gegen die Bedrohung seines Eigenlebens zur Wehr. Sein Kampf gegen die «Gleichschaltung» wird von seinen Erziehern und von der Allgemeinheit freilich nicht honoriert. Der selbständig denkende und empfindende Schattenhold isoliert sich und wird als ein versponnener Eigenbrödler und als ein gemeingefährlicher Trotzkopf gemieden.

Seine Einsamkeit intensiviert sich vollends in der Pubertätszeit. So beginnt der Roman «Die Jünglingszeit des Johannes Schattenhold» mit dem programmatischen Abschnitt: «Ein sechzehnjähriger Junge ist das unglücklichste Geschöpf, das es unter der Sonne gibt, ein Rock, der erst zur Naht geschlagen ist und schon getragen wird, Gottes und aller Menschen Verlegenheit, nicht mehr mit Rührung betrachtetes Kind und noch lange kein eindrucksvoller Mann, ein Zwitterprodukt, von dem man knäbliche Unschuld und erwachsene Tüchtigkeit im gleichen Hieb verlangt, eine unvergorene, widerspruchsvolle, bedürftige, aufsässige, freche und kleinlaute Kreatur, die in der Welt eben geduldet wird, und die in Himmel und Erde mit allem Drin und Drauf bereits einen sichern Raub ihrer Unternehmungslust sieht.»

Auch der dem Kindesalter entwachsene Johannes Schattenhold findet in Jakob Schaffner einen zuverlässigen, besonnenen Anwalt. Das Internatsleben des Johannes Schattenhold ist zwar vorbei; der Tageslauf des «freien» Johannes unterscheidet sich aber letztlich kaum vom Tageslauf des Anstaltsschülers. Der «Johannes»-Roman ist ein beängstigendes Dokument für den Missbrauch und die geistige Vergewaltigung eines hilflosen Kindes; der Fortsetzungsroman «Die Jünglingszeit des Johannes Schattenhold» gewährt einen alarmierenden Einblick in die autoritäre Gesinnung eines selbstgerechten, morschen (Spiess-) Bürgertums. Der Einzelgänger Johannes Schattenhold hat es auch als Lehrling in der Werkstatt und im Haus des biederen Basler Schuhmachermeisters Ferdinand Birmele schwer. Alle Extratouren des aufgekratzt-duckmäuserischen, heimatlosen Knaben sind verpönt; sie finden ein frühzeitiges und abruptes Ende. Eine «sorgfältige ... Schweigerei» umgibt ihn bei den gemeinsamen Mahlzeiten mit der Meistersfamilie. Seine Entwicklung, seine Entfaltung muss sich weiterhin im verborgenen, im geheimen vollziehen: «Gewiss war ich kein Held. Ich war nur ein schwaches, hinfälliges, sterbliches Geschöpf, immer darauf angewiesen, zu sehen, was mit ihm passiert oder passiert ist, und was alsdann weiter zu geschehen

hat. Ich ging der grössten Süssigkeit nach, dem schönsten Glanz, dem stärksten Ton, der manchmal nur ein Hummelton war, und ganz unnachweisliche Triebe und Widerstände regierten mein Leben. Aber immer einmal gab es in meinem Dasein solche plötzlichen kurzen, scharfen Treffen, und nachher war etwas vorbei und etwas war geworden, und nur ein kleiner Teil der Mitwelt hatte es bemerkt.»

Die Herzhaftigkeit, die Spontaneität des Johannes Schattenhold ist in diesem bigotten bürgerlichen Haus fehl am Platz. Das Haus des Schusters Ferdinand Birmele ist ein Hort der Freudlosigkeit und der geistigen und seelischen Stagnation. In diesem Handwerkerhaus ist jeder Zweifel an der bestehenden bürgerlichen Ordnung unzulässig. Das Handwerk hat einen goldenen Boden. Der Meister verachtet die «gewöhnlichen» Arbeiter. Jeder neuen Idee verschliesst er sich. In diesem Haus, in dieser selbstgefälligen Gesellschaft lebt Schattenhold im Spannungsfeld zwischen bürgerlicher, klerikaler Genügsamkeit und einem neuen sozialen Verantwortungs- und Selbstbewusstsein. In diesem Haus gibt es keine Diskussionen; jeder Abweichler wird kurzerhand bedroht und bestraft. Schattenholds Tage sind von einer zermürbenden Gleichförmigkeit; sein Grundgefühl bleibt auch nach seinem Austritt aus der Armenanstalt die Bangigkeit, die «Weltverlassenheit»:

«Nach dem Dreikönigstag ging es mit mir unaufhaltsam bergab. Dabei geschah gar nichts Besonderes. Es war einfach, als hätte die Natur unterlassen, mir im neuen Jahr für diesen Platz noch Strom zu liefern, und ich hatte mit den Resten auszukommen. Es erwies sich aber, dass keine da waren. Ein schnellwachsendes junges Lebewesen hat nie Reserven, da es aus der Hand in den Mund lebt; hören die Zufuhren auf, so beginnt es einzugehen. Sobald es draussen anfing zu dämmern, sank es wie Gift in meine Nerven. Es war, als ob mein Körper die sinkende Dunkelheit in sich einsöge, und ein rasendes Verlangen nach Ruhe und Schlaf überfiel mich, so dass ich manchmal dachte, ich würde vom Stuhl sinken. Die Lampen brannten hinter den mit Wasser gefüllten Glaskugeln. Die Gesellen arbeiteten schweigend vor sich hin. Auf das Fensterblech trommelte leise der Regen, oder der hohle Wind winselte über die Ziegel hin. Das Haus herauf zog eine Weltverlassenheit, als hockten wir irgendwo in einer verlorenen Wildnis, weit weg abgetrieben von allem Leben. Und dann kroch es über mich herein wie der Saum der ewigen Nacht. Das Leben lag wie Watte in meinem Mund. In meinen Ohren nistete sich eine dumpfe Traurigkeit ein, und der Blick starrte trübe vor sich hin, nur darauf wartend, dass er erlöschen durfte. Manchmal ging ich nach dem Örtchen hinunter, um dort ein bisschen mit geschlossenen Augen zu sitzen und mich meiner Erschöpfung zu überlassen. Gelegentlich tat ich wohl auch einen ganz kurzen, kummervollen Schlaf, aus

dem ich dann schuldbewusst und erschrocken auffuhr, um nach der Werkstatt zurückzulaufen.»

Jakob Schaffner hat wohl die schönsten Frauengestalten in der schweizerischen Literatur des 20. Jahrhunderts geschaffen. Der unerschütterliche Glaube an die Mutter und die Begegnung mit der zarten Schusterstochter Magda erhellen den trostlosen Dämmerzustand des Protagonisten Johannes Schattenhold. Die Mutter lebte zeitlebens ausserhalb der bürgerlichen Konventionen. Mit allen Mitteln versucht sie ihr Glück zu machen. Mit einem Hochstapler brennt sie nach Amerika durch. Die Verkommene wird nach ihrer Rückkehr in die Schweiz von der Gesellschaft «geschnitten» und diffamiert. Johannes aber hält ihr die Treue. Zu Beginn des «Johannes»-Buchs konstatiert der kleine Johannes Schattenhold zwar, dass die Mutter nicht eigentlich zu seiner Welt gehöre. Diese Einstellung verändert sich nach dem frühen Tod des geliebten Vaters.

Während seiner Lehrzeit vernimmt Johannes nur abschätzige Bemerkungen über seine haltlose Mutter. Diese unwürdigen Schnödereien vertiefen die Zuneigung und die Liebe des Jungen zu der unglücklichen und verhetzten Frau. Ja, diese Frau, die einst «nicht eigentlich» zu seiner Welt gehörte, wird allmählich zum leuchtenden Vorbild, zum Idol des Knaben Johannes. Der Gedanke an seine hektische Mutter verleiht ihm Sicherheit; die Hoffnungen, die er in sie setzte, machen ihn geradezu unangreifbar, unverwundbar.

Schattenholds Mutter sehnt sich ein Leben lang nach dem grossen Leben. Sie kämpft um Reichtum und Glück; diesen Kampf führt sie bis zur letzten Konsequenz, bis zur totalen physischen Erschöpfung. Das Erbe, das sie ihrem Sohn hinterlässt, ist auf den ersten Blick recht unansehnlich: «Nachdem auch das letzte geschehen und abgetan war, sah ich, was ich von meiner Mutter geerbt hatte: An Geld und Gut nichts, von ihrem Blut und Geist so viel, um keinem allzu ruhigen Leben entgegen zu gehen, und ihr letztes Vermächtnis an mich war die Ferne. Es kam mir vor, als wäre die jetzt für mich frei geworden, wie ein Königreich durch den Tod des alten Monarchen frei wird und dem Nachfolger als Erbe zufällt.» Am offenen Grab der Mutter Schattenhold spricht ein Freund unversehens die Worte: «Schlaf wohl, Emilie! Du bist ein unglückliches braves Weib gewesen und hast für alles selber bezahlt!» Dieser Satz könnte auf das Schicksal, auf die Person des glücklosen Wanderers Jakob Schaffner übertragen werden.

Emilie Schattenhold ist ein ruheloser, ein dämonischer Mensch; sie ist ein gefallener Engel. Schaffner kennt diesen Typ so gut wie die schöne weibliche «Unschuld». Seine Frauen- und Mädchengestalten sind Juwele, deren Schönheit nur mit der Schönheit der Gotthelfschen und Kellerschen Frauen- und Mädchengestalten verglichen werden dürfen. So ist die Schusterstochter

Magda ohne Zweifel eine der makellosesten Mädchenfiguren in der schweizerischen Literatur. Und die Beziehung des Johannes Schattenhold zu diesem Mädchen ist eine der zartesten Liebesbeziehungen in unserem an goutierbaren Liebesgeschichten armen Schrifttum. Magda besitzt das Format und die seelische Kraft der schönsten Gotthelf-Meitschi. Johannes anderseits ist ein würdiger Nachfahre der gelungensten und reinsten Bauernjungen- und Knechtsgestalten Jeremias Gotthelfs.

Anerkennung des Dichters

In seinem «*Offenen Brief an Jakob Schaffner*» betont der wachsame *Albin Zollinger*, dass er es ablehne, «eine jahrzehntealte Verehrung des Dichters um des Politikers willen von heute auf morgen über Bord zu werfen»: «Diese Kapriole, auch wenn sie modern ist, mache ich nicht mit; ich machte sie bei Hamsun nicht mit und ich mache sie beim Dichter des ‹Johannes› nicht mit. Dabei teile ich freilich nicht Ihre Ansicht, dass die Echtheit Ihres Dichtertums die Richtigkeit Ihrer Dialektik verbürge.» Zu diesen Überlegungen des unverdächtigen Zeugen Zollinger gesellt sich die Einsicht *Hans Bänzigers*, des bemerkenswertesten Schaffner-Kritikers aus der Nachkriegszeit: «Die Schweiz muss und wird solche Untreue ertragen können, ohne sie zu bagatellisieren; vor allem aber, ohne nervös zu werden. Denn wenn wir einen Vorteil vor der Welt haben, ist es die Reife, die in der langen Ruhe entstand. Reifsein heisst aber auch, das Unreife ertragen.»

Namhafte schweizerische Literaten *(Max Rychner, J. R. von Salis, Karl Schmid)* setzten sich in den fünfziger Jahren für eine Neuauflage von Jakob Schaffners «Johannes» ein. *Peter Schifferli* hat es gewagt, uns dieses Buch im Verlag der Arche wieder zugänglich zu machen. Ich habe aber erfahren, dass selbst «aufgeweckte» Buchhändler nicht von der Existenz dieses Romans wissen. Wann wird dieses «Meisterwerk im Katalog schweizerischer Bildungsromane» (J. R. von Salis) wieder die ihm gebührende Anerkennung finden? Welcher Verleger wird uns die Begegnung mit den seit Jahrzehnten verschollenen grossen Werken Jakob Schaffners *(«Konrad Pilater», «Die Glücksfischer», «Die Jünglingszeit des Johannes Schattenhold»)* vermitteln? Wir können es uns kaum leisten, den unverlierbaren menschlichen und dichterischen Reichtum der Schaffnerschen Romanwelt weiter zu verleugnen.